

Salomons Ring

von Elisabeth Strasser

Wir hören Geschichten und wir erzählen Geschichten. Und manche Geschichten könnten Märchen sein. Jede Geschichte kann wie ein Märchen erzählt werden. Es hängt nur von unserem Willen ab. Wir können Satz um Satz als Fakten hinknallen oder die Wörter zum Klingen bringen und ihnen neue Dimensionen der Bedeutung verleihen. Es hängt allein von uns ab, ob wir unser eigenes Leben oder das Dasein unserer Angehörigen und Bekannten als eine Anhäufung von Banalitäten und Zufällen sehen oder als eine Folge von Wundern und Geheimnissen. Wir können sogar die selbe Geschichte einmal auf diese und einmal auf jene Weise erzählen und es werden vollkommen verschiedene Geschichten sein.

Eine Geschichte ist eine Folge von Wörtern und Sätzen, eine Folge von erzählten Geschehnissen. So wird die Geschichte vorgelegt. Doch zur wirklichen Geschichte wird sie erst durch die Bedeutung, die aus den Geschehnissen herausgelesen wird, und die Bedeutung, die in die Wörter und Sätze gelegt wird.

Ich stehe nun an dem Punkt, an dem ich mich zu entscheiden habe, auf welche Weise ich die Geschichte erzählen werde, die ich zu erzählen habe. Ich müsste sie nicht erzählen. Ich könnte meine Geschichte mit ins Grab nehmen, denn so, wie ich sie zu erzählen habe – auf die eine oder andere Weise – wird sie niemand sonst erzählen können. – *Meine* Geschichte? Ist sie meine Geschichte, weil *ich* sie erzähle, oder weil es dabei *um mich* geht? Diese Frage stellen Sie berechtigter Weise. Allerdings werde ich sie nicht zu Ihrer Zufriedenheit beantworten können. Und die Antwort spielt im Grunde auch keine Rolle.

Wenn ich meine Geschichte im Jahre 1492 beginnen lasse, wird Ihnen klar sein, dass es nicht meine Lebensgeschichte sein kann. Wenn ich aber im Laufe der Geschichte erwähnen werde, dass jener Gegenstand, der *Gegenstand* der Geschichte ist, sich nun in meinem Besitz befindet, werden Sie begreifen, dass ich selbst mit dieser Geschichte zu tun habe.

Nun, ich lasse diese Geschichte nicht im Jahr 1492 beginnen, sondern im Jahr 1962, dem Jahr meiner Geburt.

Im Februar 1962 stieg eine junge Frau auf den Dachboden ihres Elternhauses. Die junge Frau hieß Maria Huber und war seit dem letzten Weihnachtsfest verlobt mit Josef Katzensteiner. Bei dem Elternhaus handelte es sich um ein Anfang des 19. Jahrhunderts erbautes Auszugshäusl, hundert Meter von dem Bauernhof entfernt, dem es ursprünglich zugehörte. Eine enge Beziehung zwischen Häusl und Hof bestand weiterhin, denn Marias Mutter war die Schwester des Bauern. Als Auszugshäusl war es gedacht, um den „alten“ Bauersleuten angemessene Unterkunft zu bescheren, sobald

eines der Kinder – meist der älteste Sohn, wie es der Tradition entsprach – den Hof übernahm und eine eigene Familie gründete. Doch zu diesem Zweck wurde es nie benutzt, die Eltern blieben am geräumigen Hof, das Häusl ging an den zweitgeborenen Sohn. Wenn es keinen solchen gab, oder wenn dieser im Krieg das Leben verlor, wie es des damaligen Bauern jüngerem Bruder geschehen war, bekam das Häusl eben die älteste Tochter. Die Tochter, die wie ihre Tochter Maria hieß, jedoch Mizzi genannt wurde. Mizzi hatte vor dreiundzwanzig Jahren einen etwas schwerfälligen, aber gutmütigen Mann geheiratet, Karl, den jüngeren Bruder eines anderen Bauern im Ort, und vor einundzwanzig Jahren eine Tochter geboren, jene Maria, die in dem Moment, da ich meine Geschichte beginnen lasse, gerade auf den Dachboden stieg.

Selbstverständlich stieg Maria weder zum ersten Mal noch zum letzten Mal auf den Dachboden ihres Elternhauses. Besonders als Kind war sie gerne da oben gewesen, hatte sich unter den altersgrauen Dachbalken eine Wohnstatt eingerichtet mit ihren Puppen, hatte sich als Dreizehn-, Vierzehn-, Fünfzehnjährige nicht selten dorthin geflüchtet, wenn sie mit der Welt unten nichts zu tun haben wollte. Und das geschah nicht selten. Zum Beispiel, wenn ihre Mutter eine ordentliche Hausfrau aus ihr zu machen suchte, sie sich jedoch weder für Krapfenbacken noch für Schürzenschneidern zu begeistern vermochte, und dennoch in die „Frauenfachscheule“ geschickt wurde, weil ihre Mutter das für richtig hielt. Oder wenn ihr wieder einmal und neuerlich bewusst wurde, dass ihre früheren Spielkameradinnen nichts von dem hören wollten, was sie interessierte, und die Burschen – von denen zumindest einige – sich über das unterhielten, was sie interessierte, sie aber als Mädchen nicht in ihrer Mitte duldeten.

Hinaufgeflüchtet hatte sie sich das letzte Mal im September des Vorjahres nach der Tanzerei beim Erntedankfest, als der Katzensteiner Sepp sie an sich gedrückt und ihr ins Ohr geflüstert hatte, dass sie ihm recht gut gefalle.

Der Katzensteiner Sepp war nicht der Übelste, sie mochte ihn ganz gerne. Sie erinnerte sich seiner von der Schulzeit her, als er, drei Klassen über ihr, von vielen aus ihrer Klasse – Mädchen wie Burschen – bewundert wurde, weil er doch schon älter war und einiges besser konnte als die übrigen. Figuren schnitzen zum Beispiel konnte er.

Der Kasperlkopf mit der langen Nase lag noch auf der Kommode in ihrem Schlafzimmer. Vor Jahren hatte er ihn aus Lindenholz geschnitzt. Nicht nur den Kasperl, auch eine Hexe und eine Prinzessin, einen Räuber und einen Zauberer, ein ganzes Kasperltheater hatte er geplant. Warum er ihr damals den Kasperl geschenkt hatte, wusste sie nicht mehr. Sie hatte ihn einmal auf einem Baumstumpf am Waldrand sitzen und schnitzen gesehen. Sie war vor ihm stehen geblieben und hatte ihm eine Zeit lang fasziniert zugeschaut. Wahrscheinlich war dieses Zuschauen der Grund gewesen, warum er ihr den Kopf später geschenkt hatte. Sie war damals dreizehn oder vierzehn Jahre alt gewesen. Und seit vergangenen Weihnachten waren sie verlobt. Im September aber war sie seinetwegen auf den Dachboden geflüchtet, weil sie wusste, was es bedeutete, als er ihr sagte, sie gefalle ihm recht gut. Es hieß nämlich, dass er sie heiraten wollte.

Doch damals im September dachte Maria nicht daran zu heiraten. Und wenn doch, dann jemanden, den sie liebte. So liebte, wie die Kinoheldinnen und Kinohelden liebten

in den Kinofilmen. Oder wie in den Romanen geliebt wurde. So wollte sie lieben. Und so liebte sie auch. Natürlich tat sie das. Mit fünfzehn hatte sie sich das erste Mal verliebt, in Pater Florian, den Kaplan. Der aber war nichts zum Heiraten. In Filmhelden hatte sie sich auch verliebt, doch die waren noch weniger zum Heiraten als der Kaplan.

Am Tag nach dem Erntedankfest hatte sie ein Gespräch mit ihrer Mutter geführt. Ein ziemlich einseitiges Gespräch allerdings, das aus Fragen seitens Tochter Maria und aus Schweigen oder Ausweichen seitens Mutter Mizzi bestand. Maria wollte wissen, ob Mizzi ihren Vater Karl geliebt habe, als sie ihn geheiratet hatte. Soweit Maria aus dem Ausweichen und Schweigen herausbekommen hatte, lag die Sache annähernd so, dass ihre Mutter ihren Vater nicht geliebt hatte, bevor und als sie geheiratet hatten, später und mit der Zeit aber doch, zumindest irgendwie schon. Die Frage danach, ob ihre Mutter jemand anderen geliebt habe, war ohne Antwort geblieben. Maria war also am Ende der Unterhaltung nicht viel klüger als davor gewesen. Mit ihren ehemaligen Spiel- und Klassenkameradinnen konnte sie über derlei natürlich nicht sprechen, von denen kam zu dem Thema höchstens ein dämliches Kichern. Helene, jenes Mädchen, das ihr noch am ehesten in der Schulzeit eine wirkliche Freundin gewesen war, hatte letztes Jahr ein Kind bekommen. Niemand wusste von wem. Also in dem Fall musste wirkliche Liebe im Spiel gewesen sein und nicht bloß Aussicht auf heiraten. Aber wer weiß? Aus Kinofilmen und Romanen wusste Maria auch von Frauen, die nicht verheiratet waren und Kinder von Männern bekamen, die sie gar nicht liebten. Wie das zugehen sollte, wenn also weder das eine noch das andere zutraf, konnte sie sich freilich nicht so recht erklären.

Zwischen September und Weihnachten liegen drei Monate. Und in drei Monaten kann manches überlegt und entschieden werden.

Maria überlegte und kam zu dem Entschluss, dass es wirkliche Liebe wahrscheinlich nur in Kinofilmen und Romanen gab. In der großen Welt gewiss auch in der Wirklichkeit womöglich, das konnte durchaus sein, aber ganz bestimmt nicht hier im Ort. Außer freilich für Helene, die jedoch außergewöhnlich hübsch war. Wenn man aber wie sie selbst weder außergewöhnlich hübsch war noch jemals in die große Welt gelangen konnte, dann musste man wohl hoch zufrieden sein, wenn man einem Katzensteiner Sepp *recht gut gefiel*. So war das und so wurde zu Weihnachten Verlobung gefeiert.

Der Dachboden war vertrautes Gelände. Alte Möbel standen umher, in denen sich vergessene oder nutzlos gewordene Sachen befanden. Alte Kleidungsstücke, Schachteln mit längst vergilbten Fotos. Als Kind und auch als jugendlich Erwachsene hatte Maria immer wieder darin herumgestöbert. Gewiss hatte sie auch ungezählte Male in die hölzerne Schatulle geschaut, die allerlei Krimskrams enthielt. Und sicherlich hatte sie sogar den Ring manches Mal an den Finger gesteckt, der aussah wie einer der Ringe, die manchmal als Zugabe aus dem Kaugummiautomaten kamen und von denen sie irgendwo in ihrem Zimmer noch welche herumliegen hatte. Ein hübsches Glitzerding in einer Fassung aus einem wohl billigem Material in Goldfarbe. Acht

kleine durchsichtige Steinchen in einem Kreis, vielleicht aus Glas, wohl eher aus Kunststoff, die einen etwas größeren grasgrünen Stein umringten. Dieser war ganz sicher aus Plastik, denn grünes Glas kannte sie nur im Dunkelgrün von Weinflaschen und nicht in diesem hellen, fast wie lebendig erscheinendem Grün. Warum sie jetzt, an diesem trüben Februartag, an dem sie, weil sie sonst nichts zu tun hatte und vielleicht auch, um nicht über die ein drei Wochen bevorstehende Hochzeit nachzudenken, gerade wieder diese Holzschatulle in die Hand nahm, sie öffnete, den ganzen Krimskrams herausnahm, auf den Ring stieß und ihn an den Mittelfinger ihrer rechten Hand steckte, weiß niemand zu sagen. Sie ließ ihn jedenfalls angesteckt, als sie vom Dachboden hinabstieg.

Dinge können Geschichten erzählen.

Maria kannte die Redensart, dass Dinge Geschichten erzählen können. Dass ihre Mutter Geschichten erzählen konnte, noch dazu recht gut, das wusste sie ebenfalls. Ihre Mutter hatte ihr Märchen erzählt, wenn sie als Kind vor dem Einschlafen danach verlangte. Und das hatte sie oft getan. Die Mutter hatte aber nicht nur Märchen erzählt, sondern auch über ihre eigene Kindheit und ihre Familie, über die meisten Leute im Dorf kannte sie eine Menge Geschichten. Und nun, am Abend dieses trüben Februartages, erzählte sie der Tochter von dem Ring, den Maria am Dachboden gefunden hatte, zumindest erzählte sie ihr den Teil seiner Geschichte, den sie kannte.

Fast ungläubiges Erstaunen stand der Mutter ins Gesicht geschrieben, als Maria vom Dachboden kam, in die Küche trat und der Blick der Mutter auf ihre Hand fiel.

„Ich dachte“, so sagte die Mutter, als Maria beiläufig erwähnte, sie habe den Ring in einer hölzernen Schatulle auf dem Dachboden gefunden, „ich dachte, der Ring wäre verloren gegangen.“ – „Wieso?“, fragte Maria, „es ist doch nur so ein wertloses Glitzerding, vielleicht habe ich ihn als Kind einmal aus einem Automaten gezogen und dann auf dem Dachboden in das Holzkistchen getan. Ich kann mich zwar nicht daran erinnern, aber bestimmt ist es so gewesen.“ – „Bestimmt nicht“, entgegnete die Mutter, „das ist der Ring der Frau Winter.“

„Frau Winter“ war Maria selbstverständlich ein Begriff. Obwohl ihre Fragen nach ihr immer ein wenig abgetan wurden, sie das Gefühl hatte, nie die ganze Wahrheit über sie erfahren zu haben, vielleicht auch deswegen, weil sie nie mit genügend Interesse nachgefragt hatte.

Früher war in der Familie hin und wieder von Frau Winter gesprochen worden. Frau Winter habe dies oder jenes getan oder gesagt. Maria hatte nie sehr aufmerksam zugehört, nicht mehr jedenfalls, als wäre etwa vom Wetter zur Erntezeit die Rede gewesen. Eine Frau Winter gab es eben oder hatte es einmal gegeben, wie es manches andere gegeben hatte oder gab, wovon man beiläufig noch hin und wieder sprach. Trotzdem machte sie sich eine Vorstellung von „Frau Winter“: Sie sah dabei in Gedanken eine Frau in mittleren Jahren in einem weißen Pelz vor sich. Und plötzlich erkannte sie, dass es sich dabei um keine reine Phantasievorstellung handelte, denn ihre

Mutter holte ein Foto hervor, bei dessen Betrachtung Maria sich erinnerte, es als Kind bereits mehrmals gesehen zu haben. Eine blonde Frau, etwa vierzig Jahre alt, war darauf zu sehen. Sie war tatsächlich in einen Pelz gehüllt, der auf dem Foto jedoch grau aussah. Aus dem Foto blickte das zarte, ausgesprochen hübsche Gesicht einer Frau, sie trug sogar Lippenstift, nach dem Schwarz der Lippen auf dem Schwarzweißfoto zu schließen. Der Hintergrund des Bildes verriet, dass es vor diesem Haus, in dessen Küche Maria nun mit ihrer Mutter saß, aufgenommen worden war, an einem Wintertag, denn es lag Schnee.

„Du erinnerst dich nicht mehr daran, du warst damals erst zwei Jahre alt“, bemerkte die Mutter. Maria war verblüfft. Sie hatte bisher geglaubt, die Sache mit „Frau Winter“ läge viel weiter in der Vergangenheit zurück und hätte sich lange vor ihrer Geburt abgespielt. Maria aber konnte sich kaum an etwas erinnern, das vor der Zeit ihres Schuleintritts geschehen war. Sie wusste nur noch, dass sie oft mit den Nachbarskindern, die gleichzeitig ihre Kusinen und Kusins waren, gespielt hatte, dass nicht selten eine bedrückte Stimmung geherrscht hatte, dass ihre Mutter oft geweint hatte, dass ihr Vater lange Zeit gar nicht da gewesen war, dass ihre Großmutter, die damals noch lebte, einmal schreiend aus dieser Küche, die zu der Zeit anders ausgesehen hatte, gelaufen war und neben der Tür – ja, nun erinnerte sie sich, sie hatte es in Wahrheit gar nie vergessen – neben der Tür, durch die die Großmutter gestürzt war, hatte eine Frau gesessen, eine große, blonde Frau. Sie trug keinen Lippenstift und keinen Pelz, doch es war genau die Frau auf dem Foto.

Die Bemerkung „du warst damals erst zwei Jahre alt“ bezog sich auf den Zeitpunkt, als das Foto aufgenommen worden war, den Dezember 1943, wie mit Bleistift auf der Rückseite vermerkt war. Doch Alma Winter war noch länger bei ihnen geblieben. Bis zum August 1945, und zu der Zeit war Maria bereits vier Jahre alt gewesen. Ja, doch, sie konnte sich erinnern, wenn auch sehr schwach, die Bilder waren verblasst, doch allmählich gewannen sie wieder an Farbe: Alma Winter hatte hier gewohnt, sie saß mit der Mutter in der Küche und putzte oder schnitt Gemüse, sie strickte und nähte, unterhielt sich leise mit der Mutter und den Großeltern mit einer Stimme, bei der Maria an Nebel denken musste, fein, zart, ruhig und fast ein wenig wie heiser. Diesen Ring, den Maria sich nun angesteckt hatte, je an der Hand dieser Frau gesehen zu haben, daran konnte Maria sich allerdings nicht erinnern. Aber doch, er hatte ihr gehört, wie die Mutter ihr nun berichtete. „Der Ring war ihr Verlobungsring“, begann die Mutter nun ihre Geschichte zu erzählen:

„Sie erwähnte einmal, dass sie mit dem Jahrhundert ging, ihr Alter brauche sie sich gar nicht zu merken, weil es die Jahreszahl widerspiegle. Sie war also im Jahr 1900 geboren. Alma Krammer war ihr Mädchename, Tochter eines kaiserlichen Beamten. Du kannst dir vorstellen, in welchem Umfeld sie aufgewachsen sein muss in Wien, mit Gouvernanten und Französischunterricht. Sie war eine ungewöhnliche Frau. Nach dem Krieg ist ihre Familie völlig verarmt. Naja, hübsch war sie und sie hat das auch zu nutzen gewusst. In den zwanziger Jahren ist sie in einem Variete aufgetreten, als Sängerin. Am Dachboden müssen noch ein paar Fotos aus dieser Zeit sein, die sie

zurückgelassen hat. Ich habe mir nicht alles gemerkt, was sie mir erzählt hat, aber es waren einige Berühmtheiten der Zeit dabei, die sie gekannt hat. Ein paar Monate war sie in Berlin, irgendein Verehrer hatte sie dorthin mitgenommen, sie hatte einiges erlebt, kann ich dir sagen, sie war mitten im Geschehen. Aber dann ist ihre Mutter krank geworden und sie ist nach Wien zurückgekehrt. Die Mutter ist gestorben, in einem Krankenhaus, und der Arzt, der sie behandelt hat, war ‚ein sehr interessanter Mensch‘, genau so hat Alma ihn bezeichnet, als sie ihren späteren Ehemann das erste Mal erwähnt hat. Moritz Winter. Ich habe ein Foto von ihm gesehen. Er hat mich an einen Filmschauspieler erinnert, ich weiß nicht an welchen, und eigentlich an gar keinen bestimmten. Er hat eben so ausgesehen, wie keiner ausschaut, den man persönlich kennt.“ – „Er sah also wirklich gut aus“ unterbrach Maria. Ihre Mutter lächelte: „Ja, so könnte man sagen. Interessant jedenfalls sah er aus. Dabei war er überhaupt nicht sympathisch, wie Alma erzählte. Ihr zumindest war er höchst unsympathisch nach der ersten Begegnung gewesen. Sie gab ihm die Schuld daran, dass ihrer Mutter medizinisch nicht mehr zu helfen war, sicherlich ungerechterweise. Ihre Mutter hatte ein schwaches Herz, konnte mit den neuen Gegebenheiten der damaligen Zeit nichts mehr anfangen, hatte nach dem Tod ihres Mannes und der Entfremdung der Tochter wahrscheinlich vieles an Lebensmut eingebüßt. Moritz Winter, so denke ich mir jedenfalls, soweit ich es mir aus Almas Berichten zusammenreimen kann, hatte etwas gegen Almas Lebensstil. Ja, sie war ein ziemlich ‚oberflächliches Mädchen damals‘, wie sie das selbst ausdrückte. Aber es steckte eben doch mehr in ihr. Und das lag nicht bloß an dem Ring ...“ – „Was meinst du damit?“ Maria unterbrach. – „Ach nichts ...“, winkte die Mutter ab und fuhr in ihrer Erzählung fort: „Als ihre Mutter im Krankenhaus lag, sah sie diesen Dr. Winter also recht häufig. Und damit sah auch er sie recht häufig und er verliebte sich allmählich in sie, trotz allem.“ – Vor einem halben Jahr noch war die Mutter dem Thema Liebe so ausweichend begegnet und nun redete sie freimütig darüber, indem sie von Alma Winter erzählte. Seltsam. Doch diesmal handelte es sich um eine Geschichte und sie sprach nicht über sich selbst. „Naja, auch Alma verliebte sich in ihn. Bevor die Mutter tot war und somit der Bekanntschaft der beiden ein Ende gesetzt gewesen wäre, hatten beide sich ineinander verliebt. Sie trafen sich, er besuchte sogar das Variete, in dem sie auftrat und ihr Auftritt schien ihn gewisse Vorurteile sogar vergessen lassen zu haben. Ein halbes Jahr nach dem Tod ihrer Mutter verlobten sie sich und er schenkte ihr zu dem Anlass den Ring, den du jetzt am Finger trägst.“

Maria blickte auf den Ring. Es konnten also unmöglich Glasscherben und schon gar keine Plastiksplinter sein. Es mussten echte Edelsteine sein und echtes Gold. Der Ring musste somit ein kleines Vermögen wert sein. Aber ... „Aber warum hat sie diesen Ring dann hier zurückgelassen? Er muss ihr doch unschätzbar viel bedeutet haben, wenn er ihr Verlobungsring war.“

Die Mutter überlegte und zuckte die Schultern. „Vielleicht wollte sie sich damit bedanken.“

„Bedanken?“

„Was dann kam, ab 1938, davon hat dir ja dein Großvater einiges erzählt.“

Der Großvater, der Altbauer am Hof hundert Meter den Weg hinauf, ja, der hatte ihr einiges erzählt. Sonst ein besonnener, ruhiger Mann, konnte er zu wahren Schimpfwörterorgien hochgehen, wenn es um die Themen Anschluss, Krieg, Hitler und seine Bagage ging. Sein ältester Sohn war aus dem ganzen Schlamassel heil herausgegangen, sein jüngerer aber nicht. „Es gibt vieles, was ich lieber gar nicht so genau wissen will“, sagte er manches Mal, und oft war sie dabei gewesen, wenn er mit seinem Sohn und seinem Schwiegersohn, Marias Vater, zusammensaß, sie von damals redeten und Leute aus dem Dorf aufzählten, die *Nazi* gewesen seien. Das Wort „Nazi“ hatte Maria als Kind lustig gefunden. Es klang lustig, vielleicht wegen des I am Schluss. Sie stellte sich dabei Figuren mit einer langen Nase vor, wie sie der Kasperlkopf vom Sepp hatte.

„Der Moritz Winter war Jude“, sagte die Mutter.

Ja, von Juden war auch manchmal beim Großvater die Rede gewesen. Oder bei anderen Leuten. Juden waren etwas irgendwie Anrüchiges, hatte es den Anschein, sie hatten mit dem Verräter Judas zu tun, von dem Pater Florian im Religionsunterricht erzählte. Aber das waren biblische Geschichten, Geschichten aus einer Vergangenheit, die so lange zurücklag, dass sie überhaupt märchenhaft schien. Dass es heutzutage überhaupt noch Juden gab, war so etwas wie ein Gerücht, das man halb glaubte und halb nicht, so eben, wie man an Märchen glaubte. Helene hatte ihr einmal erzählt davon, dass man früher Juden vergast hätte. Das hatte Helene von ihrer Großmutter gehört. Frau Pichler, die Großmutter, bei der Helene aufgewachsen war, weil ihre Mutter in die Stadt gegangen und bei einem Bombenangriff umgekommen war. Anna Pichler kannte auch einen lustigen Spruch: „’Jud’, Jud’, spuck auf’d Leut’, hast in d’Höll ah nimma weit.’ So haben wir damals gesagt“, hatte Anna Pichler einmal erzählt. Dabei hatte sie nie einen Juden persönlich gekannt, genauso wenig wie irgendjemand sonst im Ort. „Aber das *sagen*“, sagte Anna Pichler dann nachdenklich, „den Spruch aufsagen und die Juden dann *wirklich umbringen*, da ist schon ein Unterschied.“

Klar, da war zweifellos ein Unterschied, dachte Maria.

„Was ist mit ihm passiert, mit Moritz Winter?“, fragte sie ihre Mutter.

„Er wurde abgeholt. 1938 bereits. Alma, die damals schon seine Frau war, hatten sie in Ruhe gelassen zunächst. Sie hatte nichts mehr von ihm gehört. Als aber bald darauf einige ihrer engeren Freunde und Kollegen vom Variete abgeholt worden waren oder einfach verschwanden, dachte sie, es sei nun auch für sie an der Zeit zu verschwinden. Ihre Familie war verarmt, trotzdem gab es einen Zweig der Familie mütterlicherseits, der einigen Landbesitz hatte. Dorthin ging sie zunächst. Familienbeziehungen verpflichteten doch irgendwie, davon war Alma ausgegangen, als sie eine Schwester ihrer Mutter aufsuchte. Doch sie hatte sich getäuscht. Der angeheiratete Onkel war ein begeisterter Nazi, die Tante betrachtete Alma wegen ihrer Varieteauftritte als eine Art ‚gefallener Engel‘, und dass sie einen Juden geheiratet hatte, machte sie in dieser Familie vollkommen unmöglich. Dass man sie nicht angezeigt hatte, war schon so etwas wie ein Entgegenkommen ihrer leiblichen Tante. So machte Alma sich auf den Weg durchs Land und kam schließlich in unserem Dorf an. Mein Vater hatte sie im Heustadel gefunden, wo sie sich heimlich ein Nachtlager richtete, um am nächsten Tag

weiterzuziehen. Wie sehr er sie erschreckt hatte, als er sie an dem Abend, es war Ende Oktober und früh schon finster, im Stadel aufstöberte, erzählte sie mir später. Er hatte das ‚arme, halbverhungerte Mädchen‘, wie er sie nannte, einfach in die Stube mitgenommen und ihr ordentlich zu essen gegeben. Du weißt ja, wie dein Großvater ist. Er versteht es, einem manchmal einen gehörigen Schrecken einzujagen, nur um einen mit dem nächsten Satz beruhigen zu können. So sagte er also zu der Frau, die er aus dem Heustadel geholt hatte: ‚Hier bleiben kannst du also nicht, Mädchen.‘ Und sein nächste Satz lautete: ‚Aber im Auszugshäusl hundert Meter den Weg hinunter findet sich sicher ein Platz.‘ Ja, vorsichtig und schlau war er schon immer, mein Vater. Auf seinem Hof wäre sie nicht sicher gewesen, da hätte jederzeit jemand kommen können. Aber wen interessierte schon das Auszugshäusl? Also ist sie zu uns gekommen und einige Jahre hier geblieben. Du bist in der Zeit, während sie da war, geboren, ihres war eines der ersten Gesichter, das sich über dich gebeugt hat, sie hat sich oft um dich gekümmert, wenn ich keine Zeit hatte und am Hof mitarbeiten musste. Du hast sie sehr gern gehabt, bist oft in ihren Armen eingeschlafen. Sie selbst hatte keine Kinder, doch sie wäre eine gute Mutter gewesen.“

Maria betrachtete den Ring und drehte ihn am Finger. Ja, ein paar Eindrücke, ja, an einiges erinnerte sie sich immer deutlicher.

„Als der Krieg vorbei war, versuchte sie mit früheren Bekannten Kontakt aufzunehmen, um herauszubekommen, ob diese etwas über den Verbleib ihres Mann wüssten. Es hatte eine Zeit lang gedauert. Doch dann, im August 1945, hatte sie endlich erfahren, dass Moritz Winter noch lebte und nach Amerika gegangen war. Ich glaube, den Ring hat sie einfach aus Dankbarkeit dagelassen. Dankbarkeit gegenüber uns und Dankbarkeit dafür, dass ihr Mann noch lebte. Sie hat den Ring meinem Vater gegeben, das weiß ich noch, weil er dafür gesorgt hatte, dass sie bei uns unterkam. Später, als mein Bruder den Hof umgebaut hat, hat mein Vater immer wieder Sachen von sich auf unseren Dachboden geräumt. Und jetzt also ist er wieder aufgetaucht, der Ring.“

Drei Wochen später haben meine Eltern geheiratet und ich bin im Dezember 1962 geboren.

Prinzessin und Hexe, Räuber und Zauberer und der Kasperl mit der langen Nase. Fünf Puppentheaterfiguren sind mir von meinem Vater geblieben und von meiner Mutter ein Ring.

Die Holzköpfe hat mein Vater als junger Bursche eigenhändig geschnitzt, sie *sind* von ihm. Der Ring aber ist nur zufällig in die Hand meiner Mutter gelangt, und er hat eine viel längere Geschichte.

1492 wurden die Juden aus Spanien vertrieben. Und im Auftrag des spanischen Königshauses begann letztlich die Eroberung einer neuen Welt.

Diese Vertreibung der Juden stellte keine Neuheit dar, Juden wurden im Laufe ihrer Geschichte aus fast allen Ländern Europas vertrieben, unter Bedingungen, die zumeist zwischen religiös-rassistischem Fanatismus und schlichter Habgier wechselten. Die Taufe könne vor der Vertreibung bewahren, hieß es, so war es klar, dass viele sich nur zum Schein taufen ließen und zu sogenannten *Conversos* wurden. Die Inquisition, jenes „heilige Instrument“ des christlichen Glaubens, wurde eingesetzt, um Scheintäuflingen auf die Spur zu kommen. Viele Juden zogen deshalb die Flucht einem Scheinchristentum vor. So auch der Arzt Salomon mit seiner Familie, zu dessen Besitz ein Ring gehörte, ein Goldring mit einem Smaragd von der Farbe frischgrünen Grases, umgeben von acht kleinen Diamanten.

Salomon hatte zwanzig Jahre vor seiner Flucht den Ring als Lohn erhalten, von einem angesehenen christlichen Herrn, dessen Tochter er von einer – sofern man der Heilkünste mächtig war – leicht heilbaren fiebrigen Krankheit kuriert hatte. Don Pedro liebte seine Tochter zweifellos und nahm den Ring vom kleinen Finger seiner linken Hand und gab ihn dem Arzt.

Einem Zufall hatte Salomon es zu verdanken, dass er ein paar Jahre später die Geschichte erfuhr, wie Don Pedro in den Besitz dieses Ringes gelangt war.

In einer Schenke, zwölf Jahre vor seiner Flucht, Salomon war zu einem reichen, an Gicht leidenden Mann gerufen worden und Dunkelheit und einbrechendes Gewitter hatten ihn zu einer Unterbrechung auf der Rückreise gezwungen und in jener Schenke einkehren lassen, traf er auf einen Kerl, der sich *Al Farabi* nannte, der die um ihn gescharten Leute mit allerlei Schwänken unterhielt und zuletzt mit Salomon ins Gespräch kam. Ein maurischer Gaukler, dem nicht zu trauen Salomon auf den ersten Blick angeraten schien. *Al Farabi* war betrunken, das erkannte Salomon sofort. Doch er war erfahren genug, um zu wissen, dass ein Betrunkener oft auch manch Wahres von sich gab. Als von den Schriften Avicennas etwa die Rede war, dem großen Lehrer der Medizin, horchte Salomon auf. Ziemlich wirres Zeug war es natürlich, das *Al Farabi* dazu von sich gab, er brachte einiges durcheinander, wie Salomon erkannte, dem Avicennas Schriften mehr als ein Begriff waren.

„Die Juden“, wandte der Maure sich dann direkt an Salomon, „haben auch manches erkannt, auch unter ihnen gab es große Gelehrte. König Salomo war einer der größten Gelehrten, glaube mir, das kannst du mir glauben, und der Maimonides war einer meiner Lehrer, ja, kannst du mir glauben.“

Salomon glaubte es ihm, sein Gegenüber mochte Moses Maimonides von dessen Schriften kennen, wie Salomon selbst das tat, denn Maimonides lebte mehr als zweieinhalb Jahrhunderte vor ihrer Zeit.

„Aber worauf ich hinaus will, mein jüdischer Freund“, sagte *Al Farabi*, der sich mit seiner Rede nun ausschließlich an Salomon wandte, „worauf ich hinaus will, ist, dass ich nicht immer das war, was du jetzt in mir zu sehen glaubst. Der Schein trägt, mein weiser, heilkundiger Salomon, ich war hoch angesagt in Kastilien und in Aragon, bevor ich in *Al Andalus* eintraf und wirklich be-rühmt wurde. Be-rühmt sage ich! Nach Córdoba bist du unterwegs, Salomon, du Weiser, sagtest du? Ja, dort kannte man mich ebenfalls, und wie man mich da kannte! *Al Farabi* war ein Name dort, das kann ich dir

sagen. Du kannst mich ruhig einen gemeinen Dieb und Räuber und Piraten schimpfen“, rief er unvermittelt und ohne Zusammenhang in der Art eines Betrunkenen aus, „das bin ich auch genaugenommen – oder besser gesagt, war ich das einmal. Andererseits“, setzte er leiser hinzu und überlegte geradezu angestrengt, „andererseits bin ich genau das nicht und bin es eigentlich nie gewesen.“

Salomon wurde aus dem Gerede nicht recht schlau und gab auf, es verstehen zu wollen. Bis sein Gegenüber auf den Ring zu sprechen kam, den er offensichtlich erst jetzt an Salomons kleinem Finger entdeckte und sogleich genauer betrachten wollte, indem er Salomons Hand ergriff und sie dicht vor seine Augen führte, um sich zu vergewissern, ob das, was er sah, wirklich das war, wofür er es hielt. „Schau mal einer an“, rief er nach der Beendigung der Begutachtung aus, „der weise Salomon und Arzt hat *den Ring!* Der Salomon ist es also, der Arzt Salomon aus Córdoba, der jetzt den Ring besitzt.“ Salomon blickte den anderen verblüfft an und stellte klar: „Dieser Ring, mein maurischer Freund, war mein Lohn für die Heilung eines Mädchens.“ – „Eines Christenmädchens? Eines Mädchens, das Don Pedro aus Córdoba zum Vater hat?“ – Salomon fand keinen Grund, dies zu leugnen und sein „maurischer Freund“ erwiderte spöttisch: „Sieh einer an, Don Pedros Ring! Er hat sich also doch noch davon trennen können.“ – „Was meinst du damit?“ – „Nun ja, gar nichts eigentlich, außer dass der Ring genau genommen mir gehört. Aber ich habe ihn weggegeben. Meine eigene Schuld, klar. Einer nutzlosen Dirne hatte ich den Ring gegeben, einer gemeinen Hochstaplerin. Jener Frau, die Don Pedros zweite, unangemessene Gemahlin wurde. Meiner Augusta.“ – *Seiner* Augusta? Nun gut, dachte Salomon, aber woher hatte dieser Verrückte, der sich *Al Farabi* nannte, unmöglich konnte das sein richtiger Name sein, den Ring?

„Den Ring“, gab der Maure auf Salomons Frage nach dessen Herkunft Auskunft, „den Ring habe ich ebenfalls von einer Frau bekommen, so wie meine Augusta ihn einfach an Don Pedro weiterverschenkte. Ja, es sieht so aus, als ob dieser Ring immer wieder von Frauen verschenkt wird. Ich war sehr jung damals, ein wahrer Jüngling noch, als ich meine Reise von Bagdad aus antrat und übers Mittelmeer fuhr. Ja, Salomon, du kannst mir’s ruhig glauben, Bagdad ist die Stadt meiner Geburt. Mein Schiff geriet in Seenot und in die Hände von Piraten. In dieser Reihenfolge und nicht umgekehrt. Eine Schinderei war das! Die meisten von unserem Schiff wurden von den Piraten umgebracht, doch ich schien ihnen ganz brauchbar, weil ich noch jung war, wie gesagt, so gut wie ein Knabe war ich noch, also biegsam wie ein Weidenzweig. Ich wurde also Pirat, was heißt, zum Piraten ausgebildet. Und wir überfielen Schiffe, wie es sich für Piraten gehört. Vor Sizilien kappten wir ein Schiff mit einer Menge Waren. Und mit Passagieren. Und da traf ich auf Sabina. Sabina war eine Matrone mit guten sechzig Lenzen am Buckel. Aber mit Juwelen behängt, vor allem mit Smaragden, weil diese Steine Jugend verleihen sollen, hatte sie von diesen jede Menge bei sich. Nun, bei Sabina schien das gewirkt zu haben, mit all ihren Juwelen behängt war sie eine knusprige Beute, trotz ihres Alters. Dass sie aus reicher Familie stammte, war klar. Wir wollten sie deshalb behalten und sie für Lösegeld wieder hergeben. Davor aber erleichterten wir sie ihres Glitzerzeugs, bis auf einen Ring, den sie nicht hergeben

wollte und der an ihrem geschwollenen Finger auch zu fest saß, als dass wir ihn einfach hätten abziehen können. Und das war nun genau dieser Ring, den du, Salomon, Arzt von Córdoba, jetzt an deinem Finger trägst. Als der Jüngste war ich an der Reihe, mich um die Alte zu kümmern, ihr also notfalls den Finger abzuhacken, da der Ring sich nicht abnehmen ließ. ‚Du bist kein Pirat‘, raunte mir die Alte ins Ohr wie eine Prophezeiung, als ich mit meinem Beil gerade ans Werk gehen wollte. Aber das wusste ich schließlich selbst, dass ich kein richtiger Pirat, sondern bloßer Gelegenheitspirat war. ‚Du bist ein weiser Mann oder du wirst das werden‘, sagte sie, ‚deshalb nimm mir den Ring nicht mit Gewalt. Wenn du ihn verdienst, werde ich ihn dir freiwillig geben.‘ Nun, da war ich baff. Wie ich ihn mir denn verdienen sollte, fragte ich sie. – ‚Ich war auf dem Schiff unterwegs zu meiner Tochter, der ich diesen Ring anlässlich ihrer Hochzeit zum Geschenk machen wollte‘, sagte sie. ‚Aber nun, da meine Reise mich nicht ans Ziel führte, weiß ich, dass der Ring jemand anderem rechtmäßig gehören wird.‘ – Du kannst dir vorstellen, Salomon, dass mich diese Reden interessierten. Ich war schließlich noch jung damals und ich liebte Geschichten über alles, Märchen, in denen geheimnisvolle Ringe vorkamen, hatten es mir besonders angetan. Und nun schien ich selbst genau in eine solche Geschichte geraten zu sein. Denn die alte Sabina deutete damit an, dass dieser Ring womöglich mir auf eine ganz besonders geheimnisvolle Weise zugehört war. So fragte ich sie nochmals: ‚Wie kann ich es also verdienen, dass du mir diesen Ring freiwillig gibst?‘ ‚Das weiß ich nicht‘, antwortete sie. ‚Aber ich werde es erkennen, wenn es so ist, dass dieser Ring dir gehört. Ich habe diesen Ring von meiner Mutter, die ihn wiederum von ihrer Mutter bekam. Seine Geschichte lässt sich zurückverfolgen bis zu den ersten Christen von Rom.‘ – Ich stutzte und schaute die Frau ungläubig an. Es schien sie nicht zu stören, dass ich mit den Christen nichts am Hut hatte, sie hatte schließlich mitbekommen, wie ich Allah, den Allerhöchsten, anrief. Doch dann fuhr sie fort: ‚Jene Frau, meine Ur-ur-ur-Ahnenin, die den Ring in Rom besaß, hieß Sarah, sie war eine getaufte Jüdin, die in direkter Linie von König Salomo abstammte.‘ – Das wurde ja immer besser, dachte ich, wie du dir vorstellen kannst. ‚Und von König Salomo stammt auch dieser Ring‘, fügte sie hinzu. – Na gut, um die Geschichte abzukürzen: Ich nahm etwas Seifenlauge, tauchte die Hand der Alten hinein und streifte mühelos den Ring ab. Und er gehörte mir.“

Der Mann, der sich Al Farabi nannte, schwieg und schaute Salomon an, wie prüfend, ob er seine Geschichte auch wirklich glaubte. Salomon betrachtete den im Schein der Lampen glitzernden Ring an seiner Hand und lächelte: „Ja, Al Farabi, du Schwarzkünstler, ich glaube dir, denn eine solche Geschichte lässt sich schwer erfinden.“ Er schlug seinem neuen Bekannten auf die Schulter und legte sich schlafen. Am folgenden Morgen trat er seine Rückreise nach seiner Heimatstadt Córdoba an, die er zwölf Jahre später fluchtartig verließ und mit seiner Familie Richtung Norden aufbrach.

Noch oft dachte Salomon, der unterwegs immer wieder Gelegenheit bekam, seine Künste als Arzt anzubieten, über die Geschichte des Mauren nach, der sich Al Farabi nannte, der nach seinen Angaben in Bagdad geboren war, eine Zeit lang ein Seeräuber dasein führte und schließlich in Kastilien, Aragon und Al Andalus auf nicht

näher erklärte Weise „berühmt“ wurde. Und er dachte immer wieder über den Ring nach und dessen Geschichte. Eine Matrone aus Sizilien namens Sabina, deren Ur-ur-ur-Ahnin Sarah war, eine direkte Nachfahrin des Königs Salomo, hatte den Ring diesem maurischen Gelegenheitsseeräuber überlassen, den jener Al Farabi schließlich einer „nutzlosen Dirne und gemeinen Hochstaplerin“ namens Augusta schenkte, die damit offenbar Don Pedro köderte und ihm den Ring schenkte, der ihn wiederum zum Lohn für die Heilung seiner Tochter an Salomon weitergab.

Salomon erreichte das hohe Alter von fünfundsiebzig Jahren und starb im Jahre 1517 in Brüssel als angesehener Arzt.

Etwas wirkte weiter. Immer wieder fanden sich Ärzte unter Salomons Nachfahren. Mitte des 18. Jahrhunderts waren sie in Wien angelangt.

Ein vielleicht betrunkenere Schreiber hatte jenen Nachfahr des Salomon, der in Wien anlangte und ebenfalls Salomon hieß, nach seinem Namen befragt und die Antwort erhalten, er heiße Salomon. Auf die Frage nach dem Familiennamen hatte er ein Schulterzucken als Antwort erhalten. Der aus den Niederlanden angereiste Salomon hatte vermutlich einige Schwierigkeiten mit dem Wienerischen des Beamten. Der aber machte es sich leicht, sodass letztendlich in den Akten zu lesen stand, ein Salomon *Salomond* sei mit seiner Familie eingereist. *Salomond* galt ab diesem Zeitpunkt als der Familienname. Bis im Jahr 1880 der Name ausstarb und eine Nachfahrin des 1492 aus Córdoba geflohenen Arztes Salomon einen Hubertus Winter ehelichte. Hubertus Winter war Katholik. Niemanden störte, dass er eine Frau aus jüdischem Haus heiratete. Der 1887 geborene Sohn wurde getauft, auf den Namen Moritz, wie seine Mutter es wünschte und sein Vater nichts dagegen hatte, obwohl Moritz für sie Moses hieß. Ingeheim nannte sie ihn Zeit ihres Lebens Moses. Moritz wurde Arzt. Die medizinische Fakultät in Wien war damals hoch angesehen. Moritz Winter war am Allgemeinen Krankenhaus angestellt und auf Herzkrankheiten spezialisiert. 1928 wurde eine vierundsechzigjährige Frau namens Anna Krammer seine Patientin, er konnte ihr Leben nicht retten, aber er verliebte sich in ihre Tochter Alma und schenkte dieser zur Verlobung den Ring, den er von seiner Mutter bekommen hatte, das unschätzbare alte Familienerbstück.

Bedeutung. Ich frage nach der Bedeutung. Der Geschichte, die meine Mutter mir erzählt hatte, nachdem sie im Jahr meiner Geburt auf den Dachboden gestiegen war, den Ring wiedergefunden und über dessen Geschichte erfahren hatte, glaube ich. Ich glaube auch den historisch belegten Zeugnissen: Im Jahre 1743 traf ein Arzt aus den Niederlanden kommend in Wien ein und wurde als Salomon *Salomond* registriert. Die weitere Familiengeschichte ist belegt bis hin zu Sarah *Salomond*, die im Jahr 1880 Hubertus Winter heiratete, und bis zum 1887 geborenen Moritz Winter, der 1930 jene Alma Krammer zur Frau nahm, die zwischen dem Herbst 1938 und dem Sommer 1945 im Elternhaus meiner Mutter Zuflucht fand. Der Arzt Moritz Winter wurde im Juni 1938 von der Gestapo verhaftet. Seine jüdische Abstammung und seine politische

Gesinnung schienen verdächtig. Im September 1938 gelang ihm durch einen Zufall und durch die unverhoffte Hilfe eines Gestapo-Mannes, dessen Schwester Moritz Winter einst das Leben gerettet hatte, die Flucht. Seiner Frau konnte er keine Nachricht zukommen lassen, da sie verschwunden war. Er setzte über nach Amerika.

1492, wenige Monate nach der Eroberung Granadas, der letzten Hochburg der maurischen Herrschaft, im Jänner des Jahres, wurde vom Königspaar Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien ein Edikt erlassen, das die Vertreibung aller Juden aus Spanien anordnete, sofern sie sich nicht taufen ließen. Das ist in den Geschichtsbüchern nachzulesen.

In den Akten der spanischen Inquisition findet sich eine Notiz, dass in Córdoba ein jüdischer Arzt namens Salomon im Dezember 1492 *in effige* verbrannt wurde. „In effige“, das bedeutet symbolisch, nicht leibhaftig. Salomon war bereits Monate davor mit seiner Familie aus Spanien geflüchtet.

Wer jener Don Pedro war, dessen Tochter Salomon geheilt und als Lohn dafür jenen Ring bekommen hatte, habe ich aus keiner historischen Quelle herausbekommen können. Doch ich habe einen Brief aus Privatbesitz lesen können, den die an Familiengeschichte und Tradition interessierte Sarah Salomond, spätere Sarah Winter, 1876 an eine Kusine geschrieben hatte: „Du erinnerst dich doch an die Geschichte, dass unser Vorfahr Salomon in Córdoba der Tochter Don Pedros das Leben rettete und zum Dank dafür den Ring bekam, den mir mein Vater nun gestern zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hat. Es ist das wunderbarste Geschenk, das ich je bekommen habe. Dieser Ring wird immer eine besondere Bedeutung für mich haben.“

Ich habe nachgeforscht und Reisen unternommen, allein aus diesem Grund Spanisch gelernt. Jener „Don Pedro“ blieb mir lange ein Rätsel. Er war offenbar kein so bedeutender Mann, dass er in der Historie auftauchte. Doch schließlich nach langer Suche stieß ich eher zufällig auf ihn in einem Register, das Eheschließungen und Taufen verzeichnete. Durch die Tatsache, dass ein Don Pedro genannter Mann eine Augusta im Jahr 1465 in zweiter Ehe zur Frau nahm und aus dieser Ehe eine Tochter namens Isabella hervorging, wurde ich aufmerksam. Über den Namen Augusta staunte ich nicht schlecht, denn jene Episode, in der Salomon auf einen Mauren traf, der sich Al Farabi nannte und von einer unwürdigen Geliebten namens Augusta sprach, die später Don Pedro heiratete, hatte ich bloß geträumt. Nein, nicht *geträumt*, der Ring, den ich an meinem Finger trage, seit meine Mutter ihn mir hinterlassen und mir davor den Teil der Geschichte, den sie kannte, erzählt hatte, hatte mir das mitgeteilt.

Nun, ich zweifelte. Ich ließ den Ring schätzen, tat als würde ich eine Fälschung vermuten. Ich wurde widerlegt. Tatsächlich, sagte mir der Experte, sei es ein *antiker* Ring. Die Fassung, erklärte er mir aber einige Tage später, nach weiteren Untersuchungen, stamme aus dem 16. Jahrhundert. Doch sei sie „nach antikem Vorbild“ angefertigt worden. Später korrigierte er sich nochmals und bedauerte seine Fehleinschätzung: Die Fassung wäre im 16. Jahrhundert *bloß ausgebessert* worden, nein, es sei tatsächlich ein antikes Stück. Wie alt, das wage er – sagte er nun vorsichtig

– nicht zu schätzen, mit Sicherheit vorrömisch, vermutlich aus dem Orient. – Warum also nicht von König Salomo höchstpersönlich?

Jahre später, nachdem ich auf Don Pedros Spur gestoßen war, bekam ich einen Anruf von einem spanischen Historiker, mit dem ich aufgrund meiner Recherchen Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen hatte. Er hatte mir Erstaunliches mitzuteilen: Im Jahre 1502 nämlich sei in Sevilla ein hochbetagter Mann hingerichtet worden, ein *Morisco*, wie die Mauren genannt wurden. Der Mann habe sich nach einem muslimischen Gelehrten aus dem 10. Jahrhundert *Al Farabi* genannt und sich geweigert, seinen wahren Namen preiszugeben. Der Grund seiner Hinrichtung sei gewesen, dass er die Taufe verweigert habe, im Besitz „ketzerischer Schriften“ gewesen sei und zudem noch vom Teufel besessen, wie es hieß. Außerdem sei dieser Mann Jahrzehnte davor als Wunderheiler in ganz Spanien aufgetreten, habe aller Religion – insbesondere der christlichen – gespottet und allerlei obskure Gedanken gepredigt. Ich hatte also nicht bloß geträumt, ein Maure, der sich Al Farbi nannte und in Kastilien, Aragon und Al Andalus einige Berühmtheit erlangte, hatte tatsächlich gelebt und es war leicht vorstellbar, dass er in einer stürmischen Nacht eine Tagesreise von Córdoba entfernt in einer Schenke Bekanntschaft mit dem jüdischen Arzt Salomon geschlossen und ihm seine Geschichte erzählt hatte.

Alt, antik, mit Geschichte beladen, gewiss. Aber wo liegt die Bedeutung dabei? Welche Bedeutung hatte dieser Ring für die Menschen, die ihn trugen?

Für Alma Winter hatte der Ring die Bedeutung, dass sie ihn von ihrem Geliebten zur Verlobung bekam und ihn – nachdem sie erfahren hatte, dass ihr Geliebter entgegen aller Erwartung noch am Leben war – an jene Menschen weiterverschenkte, die sich ihrer angenommen hatten, an meinen Urgroßvater und meine Großmutter.

Doch welche Bedeutung hatte er für Moritz Winter, für seine Mutter Sarah Salomond, für deren Vater, von dem sie ihn zum achtzehnten Geburtstag bekam, für dessen Vorfahren, ja für den Arzt Salomon aus Córdoba selbst? Oder für Don Pedro und Augusta und für den Mauren, der sich Al Farabi nannte? Oder für Sabina, die Matrone aus Sizilien und deren Vorfahrinnen bis hin zu jener jüdischen Sarah, einer der ersten Christinnen in Rom und direkten Nachfahrin des Königs Salomo? Und woher hatte ihn der biblische und historische König Salomo? Hatte er ihn anfertigen lassen? Oder hatte er ihn ebenfalls geschenkt bekommen? Und woher stammte er dann?

Vielleicht gehe ich diese Frage falsch an. Vielleicht sollte ich fragen: Welche Bedeutung hatte und hat dieser Ring für mein Leben?

Er hat meine Neugier geweckt. Seinetwegen habe ich begonnen, Geschichte zu studieren. Ich wollte hinter die Geschichten kommen, die mir meine Mutter, meine Großmutter und mein Urgroßvater, den ich als Kind noch kennengelernt habe, erzählt haben. Und ich wollte hinter noch viel mehr Geschichten kommen. Immer weiter

zurückgehen wollte ich in der Geschichte. Ich habe in Wien studiert und mich mit der Geschichte der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts auseinandergesetzt, jener Zeit, in der Alma Winter eine junge Frau gewesen war. Ich reiste nach Córdoba, der Geburtsstadt Salomons, und schrieb über die Geschichte der spanischen Inquisition meine Doktorarbeit. Und ich trage den Ring und ringe mit ihm und seiner Geschichte und ringe um das Geheimnis, das er birgt.

Oh ja, er hat ein Geheimnis.

Warum sonst hätte meine Mutter, die diesen Ring trug, seit sie ihn mit einundzwanzig Jahren, kurz vor ihrer Heirat mit meinem Vater, dem Katzensteiner Sepp, den sie mochte, aber nicht wirklich liebte, obwohl er sie „recht gern“ hatte, schließlich doch ihren Weg „in die große Welt“, von der sie träumte, gefunden?

Ja, ich denke mir und stelle mir vor, dass der Ring es war, der meiner Mutter die Kraft zu dem entscheidenden Schritt gegeben hatte. 1975, ich war bereits alt genug, um das zu verstehen, hatte meine Mutter ihren Koffer gepackt und einen Zettel auf dem Küchentisch hinterlassen, auf dem stand: „Ich gehöre nicht hierher.“ Sie hatte zunächst ihre alte Freundin Helene besucht, war in die Stadt gegangen und dann in die große Welt. Ausgerechnet in einem Puppenspieler hatte sie eine große Liebe gefunden. Sie, die Nähen zwar immer gehasst, aber schließlich gelernt hatte, entwarf und nähte von da an die Kostüme für seine Puppen. Mein Vater hatte dazu bloß gesagt: „Ja, sie gehörte nicht hierher. Ich habe mich getäuscht in ihr.“ – „Aber trotzdem war’s schön“, hatte er noch hinzugefügt, „und ohne sie hätte ich nicht diese prächtige Tochter, die noch viel besser ist als sie.“ – Damit meinte er mich und ich war stolz darauf, dass er stolz auf mich war.

Als meine Mutter auf und davon ist, hat sie mir den Ring zurückgelassen. In einem Kuvert steckte er, auf dem mein Name stand. Seine Geschichte, jenen Teil davon, den sie kannte, hatte sie mir davor oft erzählt. Seither trage ich ihn. Und ich habe ihn nur einmal aus der Hand gegeben, um ihn schätzen zu lassen.

Vielleicht werde ich ihn bald weiterverschenken. Es gibt tatsächlich jemanden, dem ich ihn gerne geben würde. Vielleicht komme ich davor noch auf sein Geheimnis, vielleicht wird jener, dem ich den Ring vielleicht bald geben werde und mit ihm seine Geschichte, auf sein Geheimnis kommen. Aber wahrscheinlich wird sein Geheimnis nie ganz gelüftet werden. Wir besitzen immer nur einen kleinen Teil der Wahrheit und können davon erzählen. Was ich über die Geschichte des Ringes weiß und in Erfahrung bringen konnte, habe ich nun erzählt. – Auf die eine Art, für die ich mich entschieden habe.